Martin Stummer

Herr aller Tiere

Ein Tierfänger berichtet über den Fang von Wildtieren in Südamerika und über "Anja", dem letzten Bergtapir, der in einem deutschen Zoo lebte

Martin Stummer, Jahrgang 1940, hat ein abenteuerliches Leben hinter sich. Mit 18 Jahren Bergsteigen im Himalaya, mit 21 Gast beim Urwalddoktor Albert Schweitzer, mit 24 Jahren Tierfänger für Prof. B.Grzimek, danach Expeditionen zu Kopfjägern und Kannibalen. Zuletzt wurde er zum König der Insel Nagarao gekrönt. ARD, ZDF, RTL, Stern, Cosmopolitan etc. berichteten über ihn.

Vorwort

Zweifelsfrei ist der Mensch Herr aller Tiere und hat die Macht sie zu lieben, quälen, einzupferchen, töten und auszurotten. Tierfänger und Zoos sind erst recht Herren ihrer eingefangenen und hinter Gittern gehaltenen Tiere. Lange Jahre habe ich als Tierfänger und Exporteur dazu beigetragen, dass die Gehege der Zoos immer neuen Nachschub erhielten und Zoodirektoren seltene Tiere mit größtem Stolz einem neugierigen Publikum vorführen konnten. Nach Jahren als Tierfänger erkannte ich die Schattenseite dieses Geschehens und beschloss nicht mehr mitzumachen. Wildtiere gehören einzig und allein in ihr natürliches Habitat, um dort frei zu leben. Um uns Menschen begreiflich zu machen, wie dringlich diese Aufgabe ist, brauchte man Tierfänger wie mich und natürlich Zoologische Gärten. Denn erst beim Bestaunen exotischer Wildtiere setzt ja der Wunsch ein diese Tiere vor der Ausrottung zu bewahren, indem deren natürliches Habitat geschützt wird. Dieses Buch: Herr aller Tiere, ist der erste Teil einer Trilogie. Der zweite Teil hat den Titel: Unter „Wilden“. Der Titel des letzten Teils lautet: König der Märcheninsel. Alle diese Bücher enthalten sehr viele Abbildungen. Zusätzlich ist eine Gesamtausgabe, die alle drei oben aufgeführten Buchinhalte umfasst, mit dem Titel: „Tierfänger und Inselkönig“ erschienen. Der Fang der scheuen Bergtapire ist das zentrale Thema dieses Buches.

Am 29. Januar 1997 starb „Anja“, der letzte Bergtapir in Europa. Für einige Mitarbeiter im Wilhelma Zoo von Stuttgart ein trauriger Tag. Sie wurde mindestens 27 Jahre alt. Die nachfolgende Dokumentation berichtet über den Fang von Wildtieren, speziell über Bergtapire wie „Anja“ in

den Urwäldern und Gebirgen von Ecuador. Bergtapire werden auch Wolltapire oder Andentapire genannt.

Ich kann nur hoffen, dass diese einzigartigen Tiere in der freien Wildbahn überleben. Mit meinem Bericht will ich diese seltenste Tapirart Tierfreunden näher bringen. Natürlich berichte ich auch über viele weitere Wildtiere, die ich in diesem einzigartigen südamerikanischen Land mit meinem Indioteam für Zoos fangen konnte.

Mit einigen Worten will ich mich vorstellen. Dieses Buch, beschreibt einen Abschnitt der authentischen Lebensgeschichte eines jungen deutschen Abenteuers, der Tierfänger im Amazonasdschungel von Ecuador wurde. Dieser Abenteurer bin ich. Bereits mit 18 Jahren bestieg ich einen Eisriesen im Himalaya, mit 21 Jahren freundete ich mich mit Dr. Albert Schweitzer in Lambarene an.

Danach fing ich erstmalig extrem seltene Tiere wie den Wolltapir und das Nord-Pudu. Prof. Dr. Grzimek korrespondierte mit mir und bestellte Wolltapire, Kolibris und vieles mehr. Das waren zoologische Weltpremieren. Die von mir gefangenen Wildtiere lieferte ich weltweit auch an andere große Zoologische Gärten.

Es folgten Expeditionen zu den Nachfahren von Kopfjägern und zu ehemaligen Kannibalen. Dabei stieß ich in Neuguinea und den Salomonen auf Naturvölker die noch nie Weiße gesehen hatten. Das ZDF strahlte einen Film über eine dieser Expeditionen aus, fast alle wichtigen Fernsehsender berichteten über mich, ebenso die Printmedien. Schließlich wurde ich zum König der kleinen philippinischen Insel Nagarau (Nagarao geschrieben) gekrönt.

Viele meiner Berichte haben einen hohen dokumentarischen Wert. Das gilt auch für die meisten Abbildungen, denn die Welt, die ich beschreibe und fotografierte, ist zum größten Teil für immer dahin. Mein Buch ist auch ein Appell, den Krieg gegen die Natur einzustellen.

Martin Stummer
Berlin, Juli 2017
Email: martinstummer@yahoo.com

Ps: Einige Eigennamen von Personen, die noch leben, habe ich geändert. Bei der Schreibweise einiger Worte habe ich, entsprechend der spanischen Schreibweise das „c“ statt dem „k“ gewählt und das n mit Tilde durch ni ersetzt, denn so wird es ja gesprochen.

Herr aller Tiere

Ich war gerade 24 Jahre alt. Aber innerhalb kürzester Zeit wusste ich schon, dass Ecuador mein Traumland war. Landschaftlich war es außerordentlich schön. Nach Bergsteigen in den eisigen Höhen des Karakorum, Zusammentreffen mit König Akenzua im Königreich Benin, Besuch bei Albert Schweitzer in Lambarene und Erstkontakt mit einigen Amazonasindios in Kolumbien, folgten nun mehrere Jahre der Sesshaftigkeit. Vorläufig waren die unsteten Wanderjahre vorbei. Ich gründete eine Familie, zog Kinder groß und musste nun ständig Geld verdienen.

Ich wurde Tierfänger, der im Amazonasgebiet, in den Anden und den Küstenregionen von Ecuador seltene Wildtiere aufstöberte und Zoos und Tierhandlungen weltweit damit belieferte. Bei allem, was ich tat, wurde ich von einer unsichtbaren Hand geführt. Ob ich wollte oder nicht. Unbewusst wurde ich letztlich immer dorthin geleitet, wohin auch mein allertiefstes Inneres hinstrebte. Nicht immer geradlinig, aber auf und ab, über einen holprigen, beschwerlichen Weg, der mir so viel schenkte, wie ich mir selbst nie hätte ausdenken können.

Als Erster und Einziger würde ich nun von einer ständigen Basis aus die seltenen Anden-Tapire, auch Berg- oder Woll-Tapire genannt, ausfindig machen, unter Expeditionsbedingungen einfangen, für das Leben in fernen Breiten eingewöhnen, um sie dann als Zuchtpärchen mit dem Flugzeug an große Zoos zu verschicken.

Wie fängt man so ein scheues Tier wie den Tapir, das größte Landsäugetier in Südamerika? Der Woll-Tapir war ja so scheu, dass ihn kaum ein Mensch bisher überhaupt gesehen hatte. Man veranstaltet ja keine Jagdsafari mit

einem Abschuss, man will die Tiere einzig und allein lebendig einfangen, um die Art zu erhalten, falls der natürliche Lebensraum eines Tages durch Abholzung verschwindet und dies zum Aussterben der einheimischen Fauna führen sollte.

Ein kalter Morgen in den Ostanden. Vor Spannung knistert die Luft, die Jagdhunde haben gerade die Fährte aufgenommen und sausen los, um den Tapir von den steilen, dicht bewachsenen Urwaldhängen herab zu jagen. Wie können wir die Beute überlisten? Ganz bestimmt versucht das Tier den brausenden Palora zu erreichen, der in den Pastaza und dieser wiederum in den Amazonas mündete. Dieser eisige Bergbach entspringt auf den schneebedeckten Vulkanen der Ostkordillere von Ecuador. Ungebändigt fließt der Palora ins Tal. Kein Mensch würde dort einen fliehenden Tapir verfolgen. Doch das Tier wird von seinem Instinkt getrieben und wird sich bestimmt in den Wassern des Palora vor den Jägern sicher wägen. Der Tapir brach tatsächlich durch das Dickicht am steinigen Fluss. Es waren dies packende Sekunden, als sich der mächtige Bergtapir durch die undurchdringliche und nicht einsehbare grüne Dschungelwand plötzlich seinen Weg in den Palora bahnte. Das Flussbett bestand aus Felsblöcken jeglicher Größe und mir erschien es unfassbar, wie der Tapir es schaffte, sich da rasend schnell und geschickt

durchzukämpfen. Das tosende Wasser hätte jeden Menschen, der es betrat, in den Tod gerissen. Nur die mutigen Indios unserer Fangmannschaft waren bereit, sich beim Fang in die Flut zu wagen oder notfalls den Fluss sogar zu überqueren. Diese Indios waren gut auf diesen Moment vorbereitet. Ich hatte die tüchtigsten Helfer dabei, Bewohner der Paramo Region, so heißt das teilweise über 4000 Meter hohe Bergland der Anden. Dort behüteten sie die Vieherden von Großgrundbesitzern.

Männer, die mit ihren Lassos umzugehen wissen. Wie aber wussten die Indios, wo sie sich zu positionieren hatten?

Sobald die Hunde den Tapir im dichten Bergurwald gestellt hatten, begannen sie zu bellen und folgten dem Tier, das den Palora zu erreichen versuchte. Am Gebell der Hunde erkannten die Fänger auch, wo in etwa der Tapir den Fluss erreichen würde. Sie mussten in Windeseile entsprechende Positionen einnehmen. In Sekundenschnelle flogen die Seile durch die Luft. Ein Indio zog das Lasso fest um den Hals des Tieres, eines Männchens. Der Bann war gebrochen. Der Kampf war aber noch nicht beendet. Die Männer fesselten ohne zu zögern das in Todesangst strampelnde Tier. Wegen seiner kraftvollen Erscheinung für die Indios nach wie vor eine „Bestie".

Beheimatet sind sie im Bergurwald und den Grasebenen der Hochanden. Dieser Bergurwald bedeckt die steilen Flanken der Ostanden und zieht sich bis zum flachen Amazonasbecken hin. Der Lebensraum dieser Tapirart reicht also fast bis ins Tiefland. Als nächtliche Pflanzenfresser verstecken sie sich gewöhnlich tagsüber unter dem Blätterwerk in Flussnähe. An die Lebensbedingungen des Bergwaldes haben sie sich gründlich angepasst. Die in dieser Höhe vorherrschende Vegetationszone des Paramo ist von harten Gräsern, kleinen Sträuchern und Krüppelwald bewachsen, in tieferen Gebieten findet sich dichter, meist nebelverhangener Regenwald.

Die Heimat des Berg-Tapirs ist eingerahmt von den Schneegipfeln „schlafender" Vulkane: Cayambe, Antisana, Cotopaxi und Altar. Zwei äußerst aktive Feuerberge, Sangay und Tungurahua, stoßen regelmäßig Rauch und Asche aus.

Das Schicksal der erbeuteten Tiere hat mich stets beschäftigt. Alles wollte ich tun, um sie angesichts des gewaltigen Schocks durch die plötzliche Gefangenschaft und Verletzungsgefahr am Leben zu erhalten, damit sie sicher in die zoologischen Gärten gelangen konnten.

Nach seiner Gefangennahme blieb der Tapir eine Zeit lang in einem Gehege, das ich im Fanggebiet errichtet hatte. Der Tapir sollte sich beruhigen und allmählich an die

andersartige Nahrung gewöhnen, die er in seinem neuen Zuhause erhalten würde. Einige Tage später gelang uns ein weiterer Fang. Es war ein Weibchen. Wir hatten unser Fanggebiet etwas ausgeweitet. Es reichte nun flussabwärts bis zur Einmündung des kleinen reißenden Sordo-Flüsschens.

Der Überseetransport startete von Quito aus, dorthin mussten nun die Tapire. Ein riskantes Unterfangen, das alle Kräfte von Tier und Mensch beanspruchte. Einen ganzen Tag lang zogen die Männer die Tapire am Lasso hinter sich her, bis sie den Landrover erreicht hatten. Oder meine kraftvolle Crew benutzte gleich an Ort und Stelle die von mir bereitgestellten Transportbehälter, in denen die Tapire von den Indios zu den Fahrzeugen geschleppt wurden. Hier im Fanggebiet des Palora aber nutzten keine Transportbehälter, der Aufstieg durch den extrem steilen, schlammig-feucht und dichten Berg-dschungel erlaubte keine sperrigen Kisten.

In Quito verbrachten die Tapire dann Wochen auf meiner Tierfarm. Wichtig ist die Umstellung der Ernährung. Woll-Tapire lieben die Blätter der Chilca- und Colca- Sträucher, die nur in den höheren Lagen der Anden wachsen. Zoos in Übersee haben keinen gleichwertigen Futterersatz. Wir mussten experimentieren, bis die Tiere Futter, das in Europa und den USA verfügbar war, annahmen.

Viele zoologische Gärten hatten im Laufe der Zeit angefangen, sich Exemplare bestimmter seltener exotischer Tiere zu beschaffen, damit sie dadurch Möglichkeiten zum Schutz und zur Aufzucht solcher bedrohter Arten hatten. Dazu brauchte man Männer wie mich.

Das nun wachsende Umweltbewusstsein trieb auch mich an, damals 1964, und erst 24 Jahre alt. Ich stürzte mich mit Begeisterung und Pioniergeist in diese Aufgabe. Trotz aller Unsicherheiten arbeitete ich mich nun Schritt für Schritt von der Pike auf in das Metier ein. Auf der Liste der Geschäftspartner und befreundeter Experten stand auch

Professor Dr. Bernhard Grzimek, der weltweit bekannte Tierschützer der frühen sechziger Jahre.

Ich hatte mit harter Arbeit und dem entsprechenden Quäntchen Glück meine Nische gefunden und mir einen Namen im internationalen Tierhandel geschaffen. Dabei legte ich meine Aben-teurermentalität nie ab und kannte einfach auch keine Angst vor großen oder kleinen Gefahren.

Quito, die Hauptstadt Ecuadors, 2900 Meter über dem Meeresspiegel gelegen, blieb meine Basis. Hier hatte ich auch Verbindung zu allen Regierungsstellen. Denn Exportpapiere waren genauso wichtig wie der internationale Flughafen. Überall im Urwald legte ich Tiersammelstellen an, die erste davon in Coca.

Um nach Coca zu gelangen, musste man zunächst mit dem Auto die „Avenida de los Volcanes“ in südlicher Richtung fahren. So heißt dieser Abschnitt auf dem Panamericana-Highway. Ich fuhr selbst oder wurde von einem Angestellten gefahren. Immer lag dabei das majestätische Panorama der über die Wolken ragenden Berge vor meinen Augen. Weithin leuchteten die gleißenden Schnee- und Gletscherfelder, zumindest bei gutem Wetter.

Über Ambato fuhr ich gewöhnlich nach Banios, einem liebenswürdigen Ort im Tal unterhalb des Tungurahua, wo Thermalbäder mit schwefligem Heilwasser die Besucher anziehen. Die Fahrt ging dann nach Durchfahrt eines engen Tunnels auf schwindelerregender Straße hinunter ins Tiefland des Amazonasbeckens, dem „Oriente“ entgegen. Als Oriente wird der Amazonasteil von Ecuador bezeichnet.

Wenn hier Busse oder Fahrzeuge durch Steinschlag oder Erdrutsch begraben wurden oder in die Tiefe stürzten, war die Straße für Tage oder Wochen durch die damit verbundenen Schlammlawinen unpassierbar. Wer weiter wollte, musste über ausgewaschene Pfade diese Stellen umklettern.

Von den Einheimischen wird der Tunnel „Puerta al Cielo“, Pforte zum Himmel, genannt. Fahrer und vor allem die

Passagiere erfassten nun Beklemmungen, denn die Felswände fielen hier vom rechten Straßenrand der nur einspurigen Piste, fast senkrecht in große Tiefen ab. Wasserrinnsale stürzten von den teilweise überhängenden Felsen auf die Fahrzeuge hernieder, kleine Bäche fluteten Teilstücke dieser Gebirgsstraße und mussten vorsichtig durchquert werden. Nach starken Regenfällen ging gar nichts mehr. Tief unten in der Schlucht des Pastaza konnte man Wracks abgestürzter Fahrzeuge sehen. Am Straßenrand standen Kreuze, die an die Unfallopfer erinnern sollten. Brenzlig wurde die Fahrerei bei Gegenverkehr. Oft musste ein Auto zurücksetzen, bis eine Ausweichstelle gefunden war. Ein Beifahrer sprang dann heraus und legte Steine vor oder hinter die Räder des Fahrzeugs, weil damals viel Laster und Busse, aber auch kleinere Fahrzeuge, keine funktionierenden Handbremsen hatten. Schlimm auch wenn ein schweres Fahrzeug mitten auf der Strecke eine Panne hatte, die nicht schnell zu beheben war. Anders waren die Gefühle, wenn man aus dem Amazonas-Tiefland kommend endlich heil das Himmelstor erreicht und durchfahren hatte. Welch eine Erleichterung, jeder fühlte sich plötzlich froh und entspannt. Auch ich fuhr diese Strecke unzählige Male und wurde immer schneller und somit leichtsinniger. Wie leicht konnte da der äußere Straßenrand unter der Last der Räder einfach abrutschen. Es existierten ja keine Begrenzungsmarkierungen wie auf unseren kurvenreichen Bergstraßen. Doch nach und nach zog auch hier die Technik ein und es wurden stabilere Verbindungen zwischen Hoch- und Tiefland geschaffen.

Zu Füßen der Ostkordillere liegt auf dieser Strecke der kleine Ort Shell-Mera, teilweise nach der Erdölgesellschaft benannt, die hier einmal vor dem letzten Weltkrieg erfolglos nach Öl gesucht hatte. Der Ort bestand eigentlich nur aus ein paar Holzhäusern, die neben einem hauptsächlich militärisch genutzten Flugplatz lagen. Er diente als Sprungbrett in die Weiten des Amazonas. Aber erst im nahe

gelegenen Ort Puyo fand ich eine Pension, und davor etwas abseits im freien Gelände eine kleine Bar mit wild tanzenden Mädchen. Hier kam ich nach mühsamer und gefährlicher Fahrerei wieder in Schwung.

In Puyo war immer eine wichtige Entscheidung zu treffen: Nehme ich für die Weiterreise erst mein Auto, dann ein Boot, oder gleich das Flugzeug von Shell-Mera aus? Es gab natürlich keine Linienflüge, sondern nur Versorgungsflüge zu Missionen und Militärposten irgendwo im Urwald. Bei diesen gab es gelegentlich eine Mitflugmöglichkeit, die preiswert war. Alternativ konnte ich eine Cessna chartern. Dies war natürlich mit erheblichen Kosten verbunden.

Wenn ich wegen schlechter Wetterbedingungen oder aus anderen Gründen das Flugzeug nicht nehmen konnte, fuhr ich mit dem Auto los, um die achtzig Kilometer nach Puerto Napo zu überwinden. Es dauerte Stunden, um über diese schlechte Erd- und Schotterstraße ans Ziel zu gelangen. Das winzige Örtchen lag am linken Ufer des Napo und war Ausgangspunkt für Bootsfahrten flussabwärts bis hin zur peruanischen Urwaldgrenze.

Über den Napo gab es keine Brücke. Das Auto musste am rechtsseitigen Ufer zurückbleiben. Es gab nur eine 1 mal 2 Meter große Plattform, Tarabita genannt, die an Drahtseilen hing. Hin, vom hohen rechten Ufer ans niedere linke, ging es mit rasender Geschwindigkeit. Die kleinste Unachtsamkeit führt zum Absturz in den reißenden Fluss – das war der sichere Tod. Zurück wurde man mit einem langen Seil und Muskelkraft gezogen. Alternativ konnte man sich mit Einbäumen der Einheimischen übersetzen lassen.

Für uns Weiße gab es eine Schlafgelegenheit beim deutschen Sonderling Jorge K. Er stammte von einer angesehenen Familie aus Augsburg und war bereits vor dem Zweiten Weltkrieg zusammen mit seinem Bruder ausgewandert. Er mochte nichts mit den kriegsbesessenen Nazis zu tun haben. Er war einer der wenigen Deutschen, die hier im Amazonasteil des Landes lebten. Dieses halbe

Dutzend Deutscher zeigte, wie ich immer wieder erschrocken feststellen musste, die Zerrissenheit unseres Heimatlandes. In Puyo betrieb der angebliche Ex-Nazi Engelmann die Pension Turingia (Thüringen). Sein Sohn, ein von mir hoch geschätzter Pilot, stürzte ja leider tödlich ab und dies brach dem Vater das Herz. Auf der linken Napo-Seite, noch einige Kilometer hinter dem Städtchen Tena, dem Verwaltungssitz der Provinz, lebten die Weilbauers, deutsche emigrierte Juden, die aber zum Christentum konvertiert waren. Sie hatten eine kleine Kaffeeplantage, in der meist von Indios bewohnten Siedlung Archidona. Ihr Kaffee war von höchster Qualität. Als ich sie besuchte, schienen sie immer noch um ihren Sohn zu trauern. Der hatte sich schon vor fast 20 Jahren in New York, angeblich aus Liebeskummer, das Leben genommen. Als Erinnerung blieb ihnen ein altes Pferd, auf dem noch ihr Büblein als Kind geritten war. All ihr Vermögen verwendeten sie für den Bau eines Indiohospitals in Archidona. In Tena wiederum lebte Pepe Pablov, Sohn einer emigrierten jüdischen Witwe. Er bereitete gerade wegen Schulden seine Flucht vor. Von Tena verzog er sich ins Indiodörfchen Coca, das eine Boots-tagesreise weiter stromabwärts am Napo lag. Ich würde bald viel mit ihm zu tun haben.

Der Augsburger Jorge K. hatte den Ruf, der faulste Deutsche von Ecuador zu sein. Er lebte in einem Urwaldareal, das sich vom Endpunkt der Straße, also von da aus, wo auch die Tarabita betrieben wurde, flussaufwärts zog. Am Urwaldsaum, mit Blick auf den Fluss, hatte er, meist aus dem Holz von Indiokanus, die weiter flussaufwärts in Stromschnellen zerschellt waren, ein solides Holzhaus gebaut. Er war Selbstversorger und besaß auch eine Milchkuh. Aber da er zu faul war, diese zu melken, verkaufte er sie und legte sich eine Frau zu, die nun mit ihrem schon erwachsenen Sohn „Hernan“ einzog, um ihn zu versorgen und zu bedienen.

Sie war eine Schwarze und wie alle Schwarzen in Ecuador eine Nachfahrin afrikanischer Sklaven. Jorge hatte große Seemannskisten, die voller Heftchen waren, die er las. Ich sah da Hunderte von Jerry Cotton Romanen. Eines Tages reiste er per Schiff mit seiner „Sklavin“ nach Augsburg, denn seine alte Mutter wollte ihn noch einmal sehen und ihn bitten, ihre Firma in Augsburg weiterzuführen. Daraus wurde nichts.

Bei seiner Abreise heuerte er den jungen deutschen Globetrotter Horst Jerik als „Verwalter“ seines Besitzes an. Außer den Jerry Cotton Heften war da nicht viel zu bewachen, aber seinen Stiefsohn Hernan wollte er nicht mehr im Hause haben, da er ein diebischer Nichtsnutz war. Eines Tages kam es zu einem blutigen Drama. Als Horst in seinen Schlafraum ging, spürte er einen furchtbaren Schlag in seinem Genick. Der angetrunkene rachsüchtige Hernan hatte sich vom Örtchen Napo durch den Urwald zum Haus geschlichen, um dort hinter der Tür versteckt, Horst aufzulauern. Mit einem wuchtigen Schlag seiner Machete wollte er Horst den Kopf abhauen, um wieder die Kontrolle über den Besitz zu erlangen. Der Schlag aber trennte nicht den Kopf ab, sondern verfing sich in Horsts mächtiger Rücken- und Schultermuskulatur. Bevor Hernan erneut zuschlagen konnte, floh der geistesgegenwärtige und hünenhafte Horst zum Fluss und ließ sich den Napo bis zum gleichnamigen Örtchen treiben. Dort schafften ihn die schockierten Bewohner nach Tena in das dortige kleine Hospital. Hernan aber wurde aufgegriffen, verhaftet und dann zu nur drei Jahren Haft verurteilt. Nachdem er die Hälfte der Strafe abgesessen hatte, wurde er schon begnadigt. Er fing sofort wieder mit dem Trinken an. Bei einer Mutprobe spielte er russisches Roulette und siehe da: Ein Schuss krachte und er war mausetot.

Selbst „El Comercio“, die größte Zeitung Ecuadors, berichtete am 28. April 1965 über den Mordversuch: „Ciudadano aleman fue herido con machete cerca de Puerto

Napo“ (Deutscher wurde mit Machete in der Nähe von Puerto Napo verletzt).

Eine neue Gefahr drohte in dieser Zeit vielen der älteren Deutschen, die in abgelegenen Urwaldregionen von Ecuador und Kolumbien lebten, als plötzlich von Übersee inspirierte Greifkommandos wichtige entkommene und untergetauchte Naziverbrecher aufzuspüren versuchten. Hitlers Reichsminister Martin Bormann wurde da angeblich aufgegriffen und erst mal eingesperrt. Es dauerte einige Zeit, bis feststand, dass es sich dabei allerdings um einen unbescholtenen jüdischen Emigranten handelte, der sich am Putumayo niedergelassen hatte.

Nun konnte die Fahrt mit dem Einbaum den Napofluss abwärts beginnen. Gleich am Anfang mussten einige Stromschnellen überwunden werden, bis der Fluss wieder ruhig und behäbig weiter floss. Gelegentlich kenterten die Einbäume und nur die guten Schwimmer überlebten in dem reißenden Wasser. Außerdem lauerten, so war die allgemeine Befürchtung, die oft panikartige Züge annahm, einige Stunden flussabwärts auf dem „streng verbotenen“ rechten Ufer bewaffnete Auca-Krieger.

Nach all diesen Strapazen erreichte ich endlich meine Tiersammelstation in Coca. Von hier aus mussten die Tiere schnell, sicher und gesund nach Quito gebracht werden. Ähnliche Fangstationen hatte ich überall im Land errichtet.

Zum Beispiel in einer Indiosiedlung am Flusse Curaray, die nur auf dem Luftweg zu erreichen war. In Banios arbeiteten Vogelfänger für mich. Andere Lieferungen erhielt ich aus Toachi und Mindo, Ortschaften in der westlichen Kordillere. Weitere Lieferanten hatte ich in Santo Domingo, Guayaquil und in Manabi.

In der Anfangszeit klapperte ich besonders die Sammelstationen an der Küste ab. Später wurde mir alles angeliefert. Bei so einer Fahrt an die Küste war ich in drei Stunden der kalten prüden Welt der Anden entronnen. Die angenehm tropische Wärme durchströmte den Körper,

speziell den wichtigsten Teil. All diese schönen Frauen, Mestizas in allen Hautfarben, von weiß bis schwarz. Sexy sahen sie aus, richtig zum Anbeißen. Bei Zwischenstopps zwecks Ankaufs von Tieren genehmigte ich mir ein kühles Bier. Hatte ich doch einen Fahrer dabei, der lieber Cola trank. An speziellen sündigen, meist etwas außerhalb der Orte gelegenen Lehmstraßen voller einfacher Hütten, fand man zuhauf willige Mädels. Ich empfand die meisten als hübsch, besonders die ganz jungen, die frisch aus entlegenen Farmen hier landeten. Der Preis für den Liebesdienst lag bei etwa siebzig Pfennig. Dafür betteten sie sich, nackt wie Eva, auf ihr Lager, erfüllten dem Freier all seine Wünsche, und desinfizierten danach mit einer sterilen Alkohollösung sein bestes Teil. Fast konnte man glauben, dass sie mit Begeisterung werkelten. Hinter dieser angenehm gewinnenden Art verbargen sich jedoch meist große Enttäuschungen. Jedes dieser Mädchen erzählte mir, wenn ich danach fragte, ihr Schicksal. Traurige Geschichten waren das meistens. Extreme Not, ungeplante und ungewollte Schwangerschaften, sexuelle Nöti-gungen oder echte Lieben, und dies alles meist noch zu einem Zeitpunkt, an dem die Mädchen minderjährig waren. Was nützt es da schon, wenn echte Liebe im Spiel war, der Kindesvater aber aus Angst vor Verantwortung oder einer festen Bindung einfach abhaute. Solche jungen und völlig mittellosen Frauen, die ihr neugeborenes Kind ernähren mussten, endeten schnell in der Prostitution. Sie stammten ja fast ausnahmslos aus armen kinderreichen Landfamilien, die einfach nicht genügend Essen für alle hungrigen Mäuler heranschaffen konnten. So begannen die Mädchen, ihre Körper zu verkaufen, wo immer sie einen „Arbeitsplatz“ fanden.

In der Hafenstadt Guayaquil, die wesentlich mehr Einwohnern als die Metropole Quito hatte, wurden Liebesdienste in einem weiträumigen Areal angeboten. Erst fuhr man auf einer der großen Ausfallstraßen bis hin zu

einem der Vororte. Dort bog man rechts in die „Diezyocho“, die achtzehnte Querstraße ein. Da fand man sie zu Hunderten. Wenn sie etwas älter und molliger wurden, zogen sie wiederum in eine kleinere Straße, die die Achtzehnte querte. Es war die Dreizehnte. Dort traf ich auch einen ansässigen Deutschen, der scheinbar reife Frauen bevorzugte und nur drei Sucres, das war die damalige Landeswährung von Ecuador, zu entrichten hatte. Das entsprach 30 Pfennigen.

In Manta sammelte die Schwester meines Mitarbeiters gelegentlich Sittiche für mich. Sie war verheiratet und hatte Kinder. In einem Ort in der Nähe traf ich sie einmal am Wochenende. Sie saß in einem Häuschen an der Straße der Sünde. Fünf bis zehn Sucres, das entspricht einer halben bis einer Mark, wurden da für diese speziellen Dienste gezahlt. Es waren meist Landarbeiter aus dem entlegenen Hinterland, die am Wochenende ihre sexuellen Nöte in den größeren Siedlungen befriedigen mussten. Aber auch scheinbar solide Familienväter suchten bei diesen Frauen ihre Abwechslung.

Hugo, sagte ich: „Deine Schwester arbeitet als Hure, entsetzlich.“

Hugo war mein Fahrer und bester Mitarbeiter.

Hugo: „Du hast wirklich keine Ahnung, was hier in dieser Armutsprovinz abläuft. Manabi leidet unter langen Trockenzeiten, die Ernteerträge sind unzureichend, Jobs gibt es nicht. Von den paar Sittichen, die du meiner Schwester abkaufst, kann sie ihre Familie nicht ernähren. Ihr arbeitsloser Mann weiß von ihrer Tätigkeit und billigt sie. Sie macht nur, was Tausende Frauen aus dieser Gegend ebenfalls tun. Natürlich nicht vor ihrer Haustür, deshalb ziehen sie jedes Wochenende in andere Orte dieser Provinz.“

Ich verstand nun, dass es Wanderhuren waren, die vom familiären Wohnsitz aus sternförmig dahin zogen, wo gerade

etwas los war. Das konnte ein Wochenendmarkt oder ein Ortsfest sein.

Helfen konnte ich nicht. Es gibt weltweit schlimmste Armut. Mit Almosen kann man sie nicht mehr bekämpfen, denn aufgrund des Kinderreichtums wächst diese Armut in vielen Weltregionen erschreckend.

Wer in Städten wie Guayaquil Diskretion suchte, ging in ein Hausfrauenbordell. Dort saßen frustrierte Ehefrauen, deren Männer zu geizig waren, ihnen genug Haushaltsgeld zu geben, oder mal eine Bluse, neue Schuhe oder einen Lippenstift bezahlen wollten.

Die Frauen verdienten sich das Zubrot in einem Stadtteil, der weit weg von der Arbeitsstelle des Mannes lag, und arbeiteten gern vormittags, da war die Entdeckungsgefahr geringer. Die unscheinbaren, unbeschilderten Haustüren hatten ein Guckloch, das den Damen ermöglichte, den Freier erst einmal zu begutachten, um festzustellen, dass er weder Ehemann noch Bekannter einer der Damen war. Erst dann wurde die Tür geöffnet.

Die Leichtlebigkeit der Küstengegenden stand im krassen Kontrast zum extrem konservativen Hochland. Die hübschen Mädchen der Küste deklassierten im Übrigen die meisten Frauen aus dem Hochland.

Nach Tagen tropischer Hitze an der sündigen Küste ließ ich wieder das Hochland der Anden ansteuern. Erfrischende Kühle, gediegene Ordnung, ganz so schlimm war Quito ja doch nicht. Und wenn es mir dort nicht mehr behagte, würde ich eben wieder zu einer Wildtier-Einkaufstour an die Küste starten.

In speziellen Transportkisten traten die Tiere von Quito aus ihre Reise in ein neues Domizil in Übersee an. Aus meiner Sicht hatten viele Wildtiere, die von den Indios als lebendige Fleischreserve gehalten wurden, das bessere Los gezogen. Lieber gefangen in irgendeinem Zoo - als tot in den Mägen der Indianer.

Zoologische Gärten in Los Angeles, anderen Städten der USA, Paris, Frankfurt, Leipzig oder Stuttgart erhielten im Laufe der Jahre die begehrten Tapire, weil ich als einziger Experte in Südamerika diese auch zuverlässig liefern konnte. Die Szenerie meiner Andenabenteuer war gleichzeitig die Heimat von Bergtapir, Bergpuma, Brillenbär, Mazamahirsch, Bergpaca, Andenfuchs oder von winzigen Kolibris wie dem Chimborazo-Star und des mächtigen Kondors, der mit über drei Metern Spannweite der größte Greifvogel der Erde ist. Natürlich wurde ich in den folgenden Jahren immer wieder nach meiner Karriere als Fänger exotischer Tiere gefragt.

Bernd und Marita, zwei Freunde, die mich als Reisegäste über 20 Jahre auf meinen zahlreichen Unternehmungen begleiteten, fragten mich auch aus. Es war dies bereits in dem auf den Tierfang folgenden Lebensabschnitt, in dem ich Abenteuerreisen veranstaltete. Wir waren zur Ruhe gekommen, rasteten, und nach dem Essen fingen die beiden an zu fragen.

Marita: „Martin, wenn man diese Urwaldtiere fängt, ist das denn nicht gefährlich? Greifen die nicht an?“

Ich: „Wenn du dich auskennst nicht. Die Wildtiere hier meiden in erster Linie den Kontakt mit Menschen, sie hauen eher ab. Außer, sie werden angegriffen oder gejagt oder du näherst dich ihrer Brut. Da entwickeln sogar die kleinsten Tiere Kräfte, die sie sonst nie zeigen.“

Bernd: „Aber was ist mit Kaimanen und Anacondas?“

Ich: „Denen darfst du natürlich nicht über den Weg trauen. Erstere sind einfach nur gefräßig, oft hungrig und reagieren auf alles, was sich da bewegt. Auch asiatische Tiger und afrikanische Löwen, die schon Menschen töteten, haben die Scheu vor uns verloren. Wie auch Wildtiere, die daran gewöhnt sind, von Menschen gefüttert zu werden. Das gilt besonders für Paviane in Ostafrika und asiatische Makaken, die schnell mal kratzen und beißen.“

Marita: „Vor welchen Tieren haben denn die Indios am Amazonas am meisten Angst?“

Ich: „Vor ganz speziellen, besonders großen Jaguaren und Anacondas, weil diese ihre Ahnen verkörpern. Aber unter den gewöhnlichen Tieren reicht ein großes Rudel Weißlippenpekaris, um die Indianer in panikartigen Schreck zu versetzen. Diese Rudel können aus hundert bis zweihundert Tieren bestehen, das behaupten zumindest die Indios. Diese Amazonas-Wildschweine sind für die Indianer die angriffslustigsten Tiere überhaupt. Stellt euch vor, ein einsamer Jäger wird von so einer Rotte eingekreist. Also klettert er auf den nächsten Baum. Hoffentlich ist der Baum stark genug.

Denn die Schweine buddeln die Wurzeln aus, damit er fällt, und fressen dann angeblich ihr Opfer auf. Aber ich selbst habe so eine Attacke noch nie gesehen, und ich könnte mir auch gut vorstellen, dass dies alles ein wenig übertrieben ist. Die Rudel von Pekaris, auf die ich im Urwald stieß, griffen mich jedenfalls nicht an und verschwanden im dichten Unterholz.

Vor allem achten die Indios auf Giftschlangen. Denn wenn ein Indio mit dem Blasrohr unterwegs ist und vielleicht einen Affen verfolgt, kann er ja seinen Blick nicht auf den Boden richten. Da kommt schon mal der Angriff einer Giftschlange vor, wenn man versehentlich auf sie tritt. Oft enden die Bisse tödlich. Das gehört aber ständig zum Jagdrisiko.“

Marita: „Wie war es denn überhaupt möglich, diese Tiere im Urwald zu fangen und lebend heraus zu schaffen?“

Ich: „Eine winzige Dosis Curare auf der Pfeilspitze tötet das Beutetier nicht, es wird nur vorübergehend bewusstlos. So tut man den Tieren auch nicht weh und nach ihrer Benommenheit ist alles verflogen.“

Bernd: „Haben die Shuar-Indianer, die auch als Kopfjäger bekannt sind, ihre Feinde mit Curare umgebracht?“

Ich: „Nein, denn ein Mensch kann nur zu leicht diesen Giftpfeil herausziehen. Deshalb benutzen die Krieger, je

nach Region, lieber Speere mit Widerhaken sowie Pfeil und Bogen.“

Marita: „Wie ist das mit Jaguar, Ozelot und Puma?“

Ich: „Ich wollte sie nie fangen. Aber die Indios, besonders die Mestizen, verfolgen sie gnadenlos. Entweder wegen des Fells, oder um ihre Hühner, das junge Vieh oder andere Haustiere zu schützen. Haben die Menschen die Muttertiere erlegt, bleiben die Jungen ungeschützt zurück. Wenn die Jäger sie nicht gleich verkaufen können, halten sie diese oft unter traurigen Bedingungen in Gefangenschaft.“

Bernd: „Wie kann man überhaupt so einen Greifvogel wie den Kondor fangen?“

Ich: „Zwei Männer verstecken sich in einem selbst gegrabenen tiefen Loch, das mit Holz und Blättern zugedeckt wird. Darauf liegt ein ansehnlicher Brocken verrottetes Fleisch, das den Vogel anlocken soll. Sobald er sitzt, und versucht, das Fleisch zu verschlingen, packen ihn die Männer an den Füssen. Sie müssen sich nur vor seinen scharfen Klauen schützen. Dann landet er im Transportkäfig.“

Marita: „Und wie ist das bei den Boas und Anacondas?“
Ich: „Sie sind ungiftige Würgeschlangen, können viele Meter lang werden, und wegen ihrer großen Körperkräfte muss sorgfältig vorgegangen werden. Willst du eine Riesenschlange fangen, wartest du am besten, bis du eine entdeckst, die gerade ein Wildschwein oder eine andere größere Beute verschlungen hat. Die Schlange muss ihren Magen ausdehnen, als Folge bläht sich ihr Leib auf, wodurch die Schlange in ihren Bewegungen ziemlich langsam und für Wochen recht wehrlos ist. Mit einigen starken Männern kannst du das Biest in eine Kiste oder in einen großen Sack bugsieren. Gefragt waren jedoch, um beim Export hohe Luftfrachtkosten zu sparen, kleine oder junge Schlangen.“

Bernd: „Stimmt es, dass diese Würgeschlangen bis zu 30 Meter lang werden und einen Menschen am Stück verschlingen können?“

Ich: „Nein, das ist mehr als übertrieben. Boas und Anacondas werden nicht länger als zehn Meter, und ich habe noch nie gehört, dass diese einen ausgewachsenen Menschen verschlungen hätten. Bei Kindern soll das schon mal vorgekommen sein, aber ich habe noch keinen verlässlichen Augenzeugen getroffen. Erwürgen können sie aber einen erwachsenen Menschen allemal. Sie umschlingen ihn, speziell seinen Brustkorbbereich so fest, dass er nicht mehr atmen kann und erstickt. Das schafft schon eine dieser Schlangen, die noch nicht einmal fünf Meter lang ist. Beim Fang müssen deshalb immer mehrere kräftige Menschen dabei sein und fest zupacken. Natürlich gibt es immer wieder Berichte über Würgeschlangen, die weit über 10 Meter lang sind, speziell über Netzpythons aus Indonesien.“

Marita: „Hört ihr wohl auf, da bekomme ich ja Albträume. Erzähl uns lieber etwas von den Vögeln.“

Ich: „In Ecuador gibt es mehr als 1500 Vogelarten. Die Zoos halten nach besonderen Arten Ausschau. Nach winzigen Kolibris, farbenprächtigen Tangaren, seltenen Schirmvögeln, knallroten Felsenhähnen, auch Trogone, Aras und Tukane sind gefragt. Die Herausforderung bei Zoos und Sammlern besteht darin, diese Arten zu züchten, das heißt, falls Nachwuchs kommt, diesen erfolgreich aufzuziehen. Zum Beispiel die Kolibris. 130 verschiedene Sorten leben hier. Alle haben diesen ganz besonders schnellen Flügelschlag, der 72-mal in der Sekunde stattfindet. So wird das typische Summen erzeugt, dem sie ihren englischen Namen Hummingbird verdanken. Die Energie, die sie in der Luft hält, können sie nur durch häufige Nahrungsaufnahme aufbauen. Kolibris ernähren sich von Blütennektar und zusätzlich von Proteinen, die sie mit dem Fang der um die Blumen herum schwirrenden Insekten aufnehmen.“

Marita: „Wie fängt man eigentlich diese Kolibris und all die anderen Vögel?“

Ich: „Meine Vogelfänger habe ich mit meterlangen feinmaschigen Nylonnetzen ausgerüstet. Diese wurden dann überall dort gespannt, wo reichlich Vögel der gewünschten Art umherflogen. Die Vögel erkannten diese feinen Netze nicht, verfingen sich darin, wurden dann behutsam dem Netz entnommen und in Transportkäfige verstaut. Die Netze verschiedener Maschengrößen importierte ich aus Japan.“

Bernd: „Aber wie habt ihr denn nur klitzekleine Vögel, wie die Kolibris, in der Gefangenschaft ernährt?“

Ich: „Zuerst musste ich natürlich einen Ernährungsplan aufstellen und für Kolibris kleine nachfüllbare Plastikflaschen mit einer winzig kleinen Öffnung, gerade groß genug für deren langen dünnen Schnabel, entwickeln. Davon hing unser Gelingen ab. Dann musste ich auch noch lernen, dass der Blütennektar allein nicht ausreicht. Damals gingen einige Experten davon aus, dass die Kolibris sich nur wegen des Nektars an die Blüten heranmachen. Aber es waren die kleinen Insekten, die bei den Blüten zu finden sind, auf die es den Kolibris auch ankam. An einer Ernährung, die auf Nektar ohne Protein basiert, gehen Kolibris langsam zugrunde. Ich kaufte stark mit Proteinen angereicherte Babymilch. Nur wirklich gute Qualität konnte infrage kommen. Außerdem musste ich für die langen Flugreisen zu einem Zoo spezielle Transportkisten entwickeln, mit den oben erwähnten Proviantflaschen aus Plastik. Sie mussten in den Transportkisten so angebracht sein, dass sie auch bei versehentlichem Kippen und Stürzen während des Transports noch funktionierten. Auf diesem Gebiet, glaube ich, war ich so etwas wie ein Pionier. Tangaren und andere Vogelarten waren weniger problematisch. Mit Mischobst konnten sie gut überleben. Doch der weltweite Transport von Kolibris und anderen Tieren konnte nur dann erfolgen, wenn in den Zielländern erträgliche Temperaturen herrschten. Von November bis Ostern stellte ich die Exporte

in die Nordhalbkugel ein, zu groß war die Gefahr, dass die Tiere erfroren wären.“

Bernd: „Als wir mit dir bei den Cofan-Indianern am Aguarico-Fluss waren, habe ich gesehen, wie die Indios mit Blasrohren Jagd auf kleine Vögel machten. Lohnt sich denn der Fang von so winzigen Vögeln?“

Ich: „Ich erinnere mich. Doch die Erklärung ist einfach.

Manchmal müssen die Indianer mit wenig proteinhaltiger Nahrung auskommen, weil sie keine großen Wildtiere erlegen können oder keine Vorräte an geräuchertem Fleisch mehr haben. Sie hatten vielleicht kein Jagdglück oder wegen Hochwasser konnten sie nicht fischen. Dann müssen eben Vögel herhalten, auch wenn sie noch so klein sind. Auch die Federn werden für Verzierungen aller Art verwendet. Dabei reichen Pfeilchen ohne Gift, die Vögel werden auch so flugunfähig.“

Marita: „Hast du uns nicht erklärt, dass ein Blasrohr an sich die geeignete Waffe im Urwald ist, und dass es unsinnig ist, wenn es jetzt durch das Gewehr verdrängt wird?“

Ich: „Ein Schuss mit dem Blasrohr ist nicht sofort tödlich. Bis das Gift an der Pfeilspitze seine Wirkung zeigt, vergeht einige Zeit. Manchmal entkommt ein Tier und kann in dichtem Urwald, selbst wenn es dort stirbt, nicht mehr gefunden werden. Obwohl ein Gewehr für eine echte Pirsch zu laut ist, tötet ein daraus abgefeuerter und gut gezielter Schuss sofort. Außerdem besitzt eine moderne Flinte für einen indianischen Jäger einen hohen Wert als Prestigeobjekt. Sozusagen als Symbol für das Ende der Steinzeit und für den Eintritt in ein fortschrittliches Urwaldleben. Doch nur wer genügend Geld oder Tauschwerte hat, kann sich mühelos so eine Feuerwaffe und die dazu notwendige Munition besorgen.“

Bernd: „Das Töten von Wildtieren und die Verbreitung von Schusswaffen ist etwas Fürchterliches. Kann man nichts dagegen unternehmen?“

Ich: „Die Jagd auf Tiere wird nie völlig ver-schwinden.

Ich versuche nun, den Urwald-bewohnern andere Tätigkeiten schmackhaft zu machen. Eine davon heißt Ökotourismus und ihr helft mir doch dabei, danke! Für heute aber erkläre ich die Fragestunde als beendet.“

Nicht nur das Überleben von Tieren und Pflanzen liegt mir am Herzen. Auch die Menschen, die in den Wäldern des Amazonasbeckens leben, hatten schon früh mein großes Interesse geweckt.

Ich wollte helfen, ihren Naturzustand zu bewahren, ohne mich in ihren schon an Neuerungen angepassten Lebensstil einzumischen. Bei jedem meiner Besuche konnte ich wieder einige mehr dazu bewegen, traditionelle Kleidung zu tragen, alte Riten und Gebräuche aufzunehmen, sowie Blasrohre und Curare herzustellen. Und sie boten mir bereitwillig ihre wunderschön geflochtenen Hängematten sowie andere Objekte als Tauschwaren an.

Dann aber tauchten zu meinem großen Ärger die Erdölfirmen und die christlichen Missionare auf. Die einen machten die Umwelt kaputt, und die anderen waren auf Seelenfang aus. Das alles war natürlich nicht zu übersehen und ich überlegte hin und her, was ich für das Überleben der Indios tun könnte. Sicher war es lobenswert, dass ich so viele Jahre hindurch Wildtiere an zoologische Gärten geliefert hatte. Aber mit jedem Tier, das sein natürliches Umfeld verlassen hat, um irgendwo in der Ferne für Nachzucht zu sorgen, ist mir klar geworden, dass die Umsiedlung dem Amazonasgebiet überhaupt nicht weiter geholfen hat. Warum müssen Tiere an ausländische Zoos exportiert werden? Das ist ein falscher Weg, dachte ich mir eines Tages. Richtig wäre es, den Lebensraum der Tiere zu schützen.

Man sollte tierliebenden Menschen die Gelegenheit bieten, sich vor Ort an den authentischen Gegebenheiten, am Anblick der Natur und ihrer Stimmen zu erfreuen. Mein Erleben des Amazonasgebietes und dessen einzigartige Ausstrahlung halfen mir, mein neues Unternehmen zu